

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Freitag, 18. Februar

1927.

Die müde Diana.

(11. Fortsetzung.)

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Ich muß um Ihren Ausweis bitten“, sagte der Gendarm dienstlich, während der Zivilist die Tür verstellte.

Luz zog gleichmütig eine Karte aus der Tasche. Der Beamte las und steckte die Karte in die Schoßtasche seiner Uniform.

„Fabelhaft, Herr Sekretär“, sagte er zu dem Zivilisten gewandt, „dieser junge Herr hier, den wir ausgerechnet im eifrigen und intimen Gespräch mit dem von der Frankfurter Kriminalpolizei gesuchten Mörder vorfinden, gibt an — Doktor Luz zu sein. Ausgerechnet Doktor Luz. Das ist doch wirklich erheitend.“

Auch der Polizeisekretär lachte auf. „Da haben wir ja anscheinend einen guten Gang getan. Na ja, Herr Nachtmeister, Sie wissen ja, was Sie hier zu tun haben.“

Und der Herr Nachtmeister wußte es. Er nahm aus der Manteltasche zwei Polizeifesseln aus dünnem Stahl und sagte: „Sie sind verhaftet, Herr Professor Cocell, und auch Sie, Herr „Doktor Luz“ — ein breites Lachen zog über seinen Mund — „werden die Liebenswürdigkeit haben, mir zu folgen. Darf ich bitten, meine Herren.“

Achtes Kapitel.

Kommissar Rehm war beim Kriminalinspektor Lünemann in dessen Dienstzimmer zum Bericht. Neben ihm saß der Obersekretär Heun, ein noch junger Mann von hünenhaftem Körperbau, mit einem goldenen Zwider in einem feisten Gesicht. Heun war als Leiter der Pressestelle des Frankfurter Polizeipräsidiums erschienen, um die Unterlagen zum amtlichen Polizeibericht, der jeden Tag an die Redaktionen der Tagesblätter zur Ausgabe gelangte, in Empfang zu nehmen. Als Doktor Luz gemeldet wurde, sahen sich die drei Beamten schmunzelnd an. „Luz mag gestern einen netten Ärger geschluckt haben“, bemerkte der Inspektor lachend. „Auf den Krach setzt bin ich gespannt.“

Luz trat ein, sein übliches liebenswürdiges, verbindliches Lächeln auf den Lippen. Er reichte jedem der drei Beamten unbefangen die Hand, ohne die ein wenig ironischen Mienen zu bemerken oder zu beachten. Lünemann bot ihm einen Stuhl an. „Nanu, Luz“, sagte er lachend. „An Ihnen erlebt man auch seine Überraschungen. Sie verderben mit direkt jede Freude. Ich rechne auf dicke Vorwürfe, auf einen Krach mit Eichenlaub und Schwertern wegen Ihres Mißgeschicks in Triberg, statt dessen tun Sie, als sei nichts geschehen, als wären Sie uns noch zu besonderem Dank verpflichtet.“

Luz verbeugte sich ein wenig zu tief und sagte in übertrieben liebenswürdigem Tone: „Das bin ich schließlich auch, denn durch die weise Anordnung der Abteilung 7 und der besonderen Vorsicht des Triberger Nachtmeisters war es mir ermöglicht, auf Staatskosten nach hier zurückzufahren, Spesenersparnis, was kann ich mehr verlangen.“

„Luz ist Diplomat“, meinte Inspektor Lünemann lachend zu seinen Kollegen, „er verbirgt seinen Ärger unter gleichgültiger Liebenswürdigkeit, die nichts kostet, zu nichts verpflichtet.“

Kommissar Rehm hielt es für angebracht, einzu-

greifen. „Ich bin Ihnen eine Art von Erklärung schuldig, Luz“, sagte er.

„Ich wüßte nicht, wofür?“ erwiderte Luz gelassen. „Daß Sie sich mit der Verhaftung zu sehr beeilt haben, ist Ihre Sache, schließlich blamieren Sie sich doch noch früh genug. Sie gaben mir achtundvierzig Stunden Zeit, diese achtundvierzig oder sagen wir mal genauer zweiundvierzig Stunden hielten Sie auch ziemlich loyal ein. Und da ich Ihnen nach Ablauf dieser Frist den Namen des Täters doch noch nicht hätte nennen können, ist es de facto ganz gleich, ob Herr Corell einige Stunden später oder früher hochging.“

Rehm setzte ein feines, etwas süffisantes Lächeln auf. „Ihrer Meinung nach habe ich mich also blamiert?“ meinte er. „Da wissen Sie wieder einmal mehr als ich, als wir alle. Ich gab Ihnen allerdings achtundvierzig Stunden Zeit, den Mörder in der Sache Doktor Winter zu ermitteln, erlaubte mir aber dennoch, auch meine eigenen Wege zu gehen, und als es mir überraschend schnell gelang, den Täter, jawohl, lieber Doktor, den wirklichen Täter, zu ermitteln und auch festzunehmen, als ich durch die Vernehmung des Täters die Gewißheit oder sagen wir mal in diesem Falle die ziemlich Wahrscheinlichkeit erhielt, daß Corell der Mittäterschaft dringend verdächtig sei, mußte unsere Abmachung als erledigt angesehen werden und die Verhaftung beantragt werden. Denn wo sich Corell aufhielt, haben wir selbstverständlich ebenso schnell herausgehakt als Sie auch. Ganz auf den Kopf gefallen sind wir hier schließlich auch nicht.“

„So so!“ machte Luz.

Der Inspektor lachte. „Luz ist heute sehr skeptisch“, meinte er.

„Ich glaube hierzu auch allen Grund zu haben. Aber blamieren Sie sich nur, wo Sie können, meinetwegen auf der ganzen Linie. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“, sagt der Franzose. „Ich glaube, diesmal werde ich der letzte Lächer sein.“

Rehm ärgerte sich. „Ihr Selbstbewußtsein ist allerdings wirklich nahezu ohne Grenzen“, sagte er etwas schroff. „Sie gaben doch zu, den Namen des Täters nicht zu kennen.“

„Das gebe ich auch jetzt noch zu.“

„Na ja, was wollen Sie dann? Wir hingegen kennen nicht nur den Namen, sondern haben auch den Täter bereits fest. Herr Heun ist soeben mit der Abfassung des amtlichen Polizeiberichtes beschäftigt, der morgen früh in allen Zeitungen gedruckt steht.“

„Und wer ist der Mörder?“ fragte Luz ruhig.

„Die Person, die ich von Anfang an im Verdacht der Täterschaft hatte, Frau Doktor Theodora Winter, die eigene Frau des Opfers.“

„Sooo.“

„Ja, soo“, höhnte Rehm, jetzt ernstlich verärgert. „Sie zweifeln wohl immer noch?“

„Ja, ich glaube auch dazu Gründe zu haben, Gründe mehr als genug.“

„Darf man diese Gründe erfahren?“

„Ne“, machte Luz und schnippste ein Stäubchen von

seinem Rodärmel, „das hat ja jetzt alles seinen Zweck mehr. Sie haben sich demnach in eine Idee verrannt, daß jede Bekehrung meinerseits unzweckmäßig erscheint. Hat man die Frau schon?“

„Ja. Sie wurde gestern Abend in Wiesbaden im Hotel Excelsior Palace verhaftet.“

„Na ja“, meinte Lutz, „dann ist ja alles in schönster Ordnung, jetzt sind Sie beziehungsweise das Gericht an der Reihe, die Täterschaft zu beweisen.“

„Die ist bereits bewiesen.“

„Wirklich?“

„Kawohl, und zwar durch das eigene Geständnis der Ehefrau. Der mit Teddy gezeichnete Revolver ist ihr Eigentum, sie gesteht dies unumwunden ein und hat heute morgen beim Verhör, allerdings mit vielen Tränen und lautem Jammer, auch zugegeben, Ihren Gatten vorgestern um vier Uhr mit diesem Revolver erschossen zu haben.“

Lutz hatte sich langsam erhoben. „Das hat Frau Theodora Winter eingestanden?“ fragte er mit selbstsamer Ruhe, jedes Wort betonend.

„Kawohl, und zwar vollständig aus freien Stücken, ohne auch den geringsten Versuch meinerseits, ihr das Geständnis vielleicht zu suggerieren.“

Lutz trat unter dem Schmunzeln der Polizeibeamten ans Fenster und sah auf die belebte Hohenzollernstraße hinaus. Als er sich wieder umwandte, war sein Gesicht sehr blaß, aber äußerlich ruhig, und ohne die ironischen Mienen der Beamten zu beachten, fragte er: „Und welches Motiv gibt sie für den Gattenmord an?“

„Das plausibelste Motiv, das man sich denken kann, Herr Lutz“, erwiderte Rehm. „Einen Wortwechsel, der mit einem tätlichen Angriff des Gatten endete. In der Notwehr nahm sie die Waffe und schoß den Mann nieder.“

„So so“, machte Lutz lachend. „Doktor Winter wurde durch einen Rückenschuß, also von hinten niedergestreckt. Schöne Notwehr.“

„Sie haben recht, das war auch in meinen Augen eine Sache, die zuerst zu klären war, ich ließ die Frau auch hierüber nicht im Zweifel. Sie gibt aber die glaubwürdige Erklärung, daß Doktor Winter, während er sie mit einem Brieföffner bedrohte und niederstechen wollte, sich wahrscheinlich um seine eigene Achse gedreht hat und daher den Schuß in den Rücken erhielt. Genügt Ihnen das Geständnis der Täterin nicht, wollen Sie immer noch zweifeln?“

Lutz antwortete nicht. Er trat in tiefe Gedanken verfunken, erneut ans Fenster und blieb so einige Minuten stehen. Die Polizeibeamten wechselten gegenseitig Blicke.

Plötzlich drehte sich Lutz unvermittelt um: „Ich glaube das letzte Glied der Kette, das in meiner, wohlgerast meiner Hypothese bisher noch fehlte, soeben gefunden zu haben, ich frage mich nur noch einmal erstaunt, warum Sie Corell auch verhafteten? Das scheint mir nach dem Geständnis der Frau doch eine überflüssige Härte?“

„Durchaus nicht. Corell ist dringend der Beihilfe verdächtig. Unsere Ermittlungen ergaben einwandfrei, daß Herr Doktor Winter am Tage seines Todes kurz nach dem Mittagessen im Café Bauer gewesen ist, dort traf er mit einer Frau und einem Mann zufällig zusammen, deren Beschreibung genau auf Frau Theodora und Professor Corell paßt.“

„Das ist interessant. Winter hat vor seinem Tode, sagen wir mal ungefähr zwei Stunden vor seiner Ermordung, eine Frau und einen Mann im Café Bauer getroffen?“

„Ja, seine Frau und deren Liebhaber“, bekräftigte Rehm. „Ob der Staatsanwalt die Anklage auf Mord oder Totschlag erhebt, muß der Gang der weiteren Vernehmungen erst ergeben. Jedenfalls ist für uns die Sache Doktor Winter erledigt. Die Akten gehen heute an die Staatsanwaltschaft ab. Finis Poloniae! Deshalb keine Feindschaft nicht, lieber Lutz. Die Sache ist erledigt, ist geklärt, streichen Sie die Segel.“

„Ich denke gar nicht daran, meine Herren!“ rief Lutz aufspringend. „Nein, Herr Rehm, jetzt fange ich erst an zu arbeiten. Jetzt setzt meine Tätigkeit ein, und ich garantiere Ihnen, daß ich Ihr schönes Indizienarten-

haus mit einem einzigen kleinen, schwachen Stoß zusammenwerfe. Sie sollten mit mir arbeiten, und Sie wollten es anders haben. Gut, des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

„Aber das Geständnis?“

Lutz machte einen leichten Luststich. „Soviel für das Geständnis! Die Frau, die Sie verhaftet haben, ist nie die Mörderin gewesen. Ich könnte Ihnen mit einigen Worten auch erklären, warum Ihre Behauptung nicht stichhaltig ist, aber ich ziehe es vor, nach den gemachten Erfahrungen jetzt meine eigenen Wege zu gehen. Mahlzeit, meine Herren! Auf Wiedersehen!“

Lutz machte den drei Beamten eine ironische Verbeugung und griff nach seinem Hut.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte der Inspektor.

„Das kann ich Ihnen im Moment noch nicht sagen, jedenfalls verreise ich auf einige Zeit, vielleicht nach Spanien, vielleicht auch nach Portugal, vielleicht auch nach — Brasilien.“

„In der Sache Winter?“

„Natürlich in der Sache Winter. Das ist nämlich der interessanteste und feinste Fall, der mir je in die Hände kam, ein sehr schwieriger, ein sehr verzwickter Fall, aber ich werde ihn klären, so wahr ich Doktor Lutz heiße.“

„Eilen Sie“, meinte Rehm sarkastisch, „die Gerichte sind zwar wie immer überlastet, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich das Schwurgericht mit Theodora Winter und Genossen noch im Laufe des Frühjahrs zu befassen hat.“

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein“, erwiderte Lutz und ging schnell zur Tür. (Fortsetzung folgt.)

Der Kampf mit dem Dackel.

Humoreske.

Es war immer von Schwierigkeiten begleitet, wenn Tante Lise kam, und das sonst so friedliche Haus stand Kopf, solange die edle Dame das Äußerer der Erbannte mit Energie über den glücklichen Unglücklichen schwang — aber neuerdings war noch ein erschwerender Umstand hinzugekommen — — — der Dackel!

Und diesem Dackel, in dessen zierlichem Hundeleib alle Spottgeburten der Hölle zu residieren schienen, — hatte Tante Lises muntere Laune den Namen „Fräulein“ gegeben. Weil „er“ ein Fräulein war und ewig bleiben sollte.

Die Familie Schlüter saß ruhesam am Frühstückstisch und trank bei anmutigem Geplauder mit dem Gast Tee und ab frische knusperige Brötchen dazu. Da sagte Tante Lise zu der erwachsenen Tochter des Hauses: „Ach Annerose, hol doch den Süßen, er kuschelt noch ein bißchen in meinem Bett, er muß aber doch sein Mißgerchen haben.“

Annerose stand gehorlos auf und ging ins Fremdenzimmer. Da herrschte schon eine kannibalistische Verwüstung. Der süße Dackel amüsierte sich herrlich. Den Wäschepuff hatte er umgeworfen und schleuderte drei hauchfeine zeretzte Batistnischen durchs Zimmer hinter sich her, tobte damit herum und lautete vor Vergnügen.

„Aber Fräulein!“ rief Annerose entsetzt und versuchte ihm seine Beute zu entreißen, aber sie hatte nicht mit des Dackels Temperament gerechnet. Dessen Augen wurden grün vor Begeisterung und er hielt mit seinen gesunden jungen Zähnen die Wäschestücke fest, ließ sich schlitternd durch das ganze Zimmer zerren, ließ sich klappen, stoßen, — er quiekte wohl empört, aber er hielt fest. Sehr zum Leidwesen der Batistwäsche.

Da kam Frauchen. Tante Lise. Mit wehenden Schlafrockzipfeln.

„Aber, ich bitte dich, was machst du mit dem armen Tierchen! Er schreit ja zum Erbarmen!“ hauchte sie ihre Nichts zornig an.

„Er zerfleddert deine Wäsche, Tante, die wollte ich retten“, entschuldigte sich Annerose.

„Das kannst du ja doch nicht mehr, Kind. Man muß Unvermeidliches mit Würde tragen. Und überhaupt, es liegt an der unglaublich altmodischen Aufmachung in Eurem Haushalt! Wer hat heute noch Wäschepuffs! Die reizen ja solch armes Tier zum Angriff! Nicht wahr, mein lieber goldener Zuckerbäcker?“

Und nun wurde das liebe Vieh im Triumph zum Kaffeetisch getragen und jeder bemühte sich, sich niedlich zu machen. Man machte dem Dackel den Hof und meinte den Geldbeutel der reichen Tante.

„Gegen ein Uhr kam Besuch, zwei Herren, die sichtlich im Salon aufgebracht wurden, weil sie sehr vornehm waren und weil sehr viel davon abhing, was für einen Eindruck die Familie Schlüter machte, denn es handelte sich um eine große Geldverbindung für das Geschäft.“

Alle Kinder wurden den beiden Herren vorgestellt. Auch das Nesthähnchen Viselore, Tante Vises Patentkind, erschien an der Hand der Erzieherin programmäßig — aber ganz unprogrammäßig erschien plötzlich der Dadel. Der Dadel — knurrend, laufend, bellend, mit einem augenscheinlich vielfach getragenen schwarz und rot karierten Filzhut im Maul, den er sich begeistert fortwährend um die Ohren schlug, während er im Salon umherliefte.

Als man ihn fangen wollte, fing man ihn natürlich nicht. Aber Eduard, der Student, risk bei der Jagd im Zimmer eine Säule mit einer Japanvase um, die klirrend ihr Leben ausschlugte. Und nun kugelte der wie eine Sirene heulende Dadel, der Student, die Säule, rote Robnbüchsen und bunte Porzellanzerbröckel lustig durcheinander am Boden rum.

„Ein reisendes kleines Tier!“ sagte der Besuch ironisch, aber Tante Vise verstand keine Ironie, wenn es ihren Dadel betraf.

„Nicht wahr?“ begeisterte sie sich, „er ist zu droßig! ein entzündendes Temperament! ein herzliebendes Kerlchen! Das mit der Vase ist natürlich schade — sollst du woll sowat machen, kleiner böser Selm?“ flötete sie dabei ihrem Liebling zu, ihm neckisch mit dem Finger drohend — „Wer stellt aber auch Japanvasen mitten ins Zimmer!“

Annerose hatte den Schaden im Zimmer rasch beseitigt, der Student ging halb wütend, halb lachend zur Tür. „Bitte entschuldigen Sie diese Zirkusszene, meine Herrschaften. Den Schimmschuh hab' ich glückselig erobert, Tante, möchtest du deine holde Töle nicht bewegen, daß sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit wechselt?“

„Ach, jetzt ist er artig! Lasse ihn nur.“ befahl die Tante. „Ich weiß nicht, was Ihr in diesem Hause für einen Haß auf das süße Wesen habt.“

Das süße Wesen war wirklich artig. Es sah still und ruhig neben dem fremden Besuch und fraß etwas. Fraß das bunte Buchsenband des Studenten, das es beim Durcheinanderpoltern ergattert hatte.

Der geplagte Hausvater sah es, aber er dachte: laß ihn freifressen! — hoffentlich kriegt er 'ne Darmverschlingung!

Da klang plötzlich das Stimmchen seiner kleinen Tochter Viselore aufgeregter durchs Zimmer.

„Oh, Bati! — Fräulein muß mal!“ Die Unterhaltung brach jäh ab, der Gast starrte entsetzt das Kind an, die Erzieherin sprang empört auf, die Mutter wurde lächelnd, der Vater ginnobertot, und nur Annerose, die Siebzehnjährige, bewahrte Haltung.

„Oh Gott — dein Fräulein Dadel, Tante!“ sagte sie lächelnd, überließ das Tier mit Polizeigriff und eilte mit dem noch tröpfelnden Hund hinaus.

„Na, nun kann er doch hlerbleiben,“ rief ihr die Tante mit losiger Schärfe nach, aber das junge Mädchen war anderer Meinung. Es trat auf dem Korridor mit dem Bruder zusammen und überreichte dem den Dadel.

„Geh' bloß mal mit ihm runter und komme so bald nicht wieder!“ stöhnte sie, „dieser Himmelshund zerstört Vaters geschäftliche Hoffnung in Ewigkeit!“

Erst, der Student, wollte sich gegen das Amt als Dadelhüter empören, aber Annerose rief aufgeregter: „Geh' bloß! Geh' bloß!“ und schob beide ab.

Na nun stand er vor der Haustür und setzte den Hund ahnungslos dem strudelnden Verkehr der Straße aus, und das war nicht wohltaet.

Wie ein Wirbelwind fauste der Teufelsbraten davon, und das unglückliche Studentlein stand fassungslos und sah ihm nach.

Das heißt ihm nicht mehr, nur der Richtung, die das fröhlich pendelnde Dadelschwänzlein und die langen klappenenden Dadelohren genommen hatten, und dann stürzte sich der Jüngling ihm nach.

Er flötete. Er rief. „Fräulein! Fräulein!“ Und pff! wieder.

Eine Dame drehte sich empört nach ihm um. „Unverschämtheit! Was erlauben Sie sich!“ sagte sie voll Abscheu, aber er starrte sie nur an, und stürmte weiter.

Doch der Verkehr drängte ihn wieder zurück und er kam abermals ganz in die Nähe der entrüsteten Dame. Und wieder rief er „Fräulein! Fräulein!“ Und wieder pff! er.

Sehnlich und kummervoll pff! er nach dem Dadelhund der Erbtante, da legte sich eine starke Männerfaust auf seine Schulter.

„Sie belästigen diese Dame! Können Sie sich denn nicht zufrieden geben?“ sagte eine sympathische tiefe Schuchmannsstimme.

Der Student drehte sich um und sah unglücklich in das empörte Gesicht des Beamten.

„Aber ich bitte Sie —“ rief er hervor. „Was denn, ich bitte Sie!“ sagte der Mann. „Was heißt denn ich bitte Sie? Man ruft keine Fräuleins auf der Straße nicht an, und man pfeift auch hinter keine Fräuleins nicht her, Sie! Wenn man sich in ein schönes Fräulein verliebt, denn —“

„Aber ich bin ja gar nicht verliebt, ich hab' auch kein Fräulein angesprochen,“ verteidigte sich der Student. „Ich rief und pff! ja nur nach meinem Hund —“

„Wat machten Sie?“

„Ja doch! Ich pff! nach dem Hund meiner Tante —“

„Und dann rufen Sie Fräulein?“ spottete die Dame, die abwartend neben dem Schuchmann stand.

„Das Rabenaaß heißt Fräulein!“ verteidigte sich der Angeschuldigte, „dem Himmel sei's geklagt! Er gehört meiner Tante und ist ein Dadel. Eine Dadel-Sie. Und die Tante ist eine Erbtante — daher meine Mühe, dieses elende Vieh wieder bezuschaffen.“

Den überzeugenden Worten des jungen Mannes mußte man glauben und der Gewaltige schmunzelte ein wenig nachsichtiger.

„Sie piffen also nach 'm Erbhund und die Kröte heißt Frollein?“

„Zuwohl, Herr Wachmeister. Das Fräulein hier habe ich überhaupt nicht gesehen, ich war viel zu aufgeregt.“

„Aufgeregt von das Hundefrollein und nicht von das hübsche Menschenfrollein hier, behaupten Sie. Und was sagt nun die bei mich Schuh suchende Dame dazu?“

„Gott, die Sache ist mir zu dumm,“ sagte die nur und schwirrte davon.

Der Beamte nickte und klappte sein Buch zu.

„Na, dann können Sie nun gehen, junger Mann, aber machen Sie sowas nicht wieder,“ sagte er väterlich. „Und wenn ich Ihnen raten kann, halten Sie sich fern von des Fräuleins, ob sie nu 'n Fell haben und Dadelbeine, oder 'n seidenen Schumper und 'n Buktopf —“

Der Student nickte andächtig zu diesen guten Lehren und lachte. Er gab die Jagd nach dem Erbhund als erfolglos auf und ging wieder über den Bahndamm zum väterlichen Haus zurück, da sah er vor der Tür seine Schwester Annerose in wildem Kampf mit dem süßen braunen Dadelkiter.

Es war eine unendlich lange Leine zwischen den beiden in trampfhaft gekramtem Zustand zu erblicken. An dem einen Ende zerrte Annerose, um das Hundebiest an menschliche Einsicht zu gewöhnen, am anderen Ende bockte das süße Vieh mit gekentem Köpfchen, sodas die langen Dadelohren in eine Wülke tauchten. Als seine Kraft nicht ganz standhielt, ließ es sich zerrten und rutschte mit gespreizten Beinen auf dem Bauch ein Stückchen näher. Bis es sich endlich eines besseren besann, sich hochris und plötzlich wie ein Beseffener um die arme Annerose im Kreis herumprang, so daß sich die lange Leine wie eine Spirale um den schönen Mädchentkörper wickelte.

Unrettbar wäre Annerose zu Boden gefallen, wenn nicht plötzlich ein junger Herr zugeprungen wäre und das hübsche Kind in seinen Armen aufgefangen hätte.

Es war der vornehme Besuch von oben, der sich gerade von der hundehütenden Tochter des Hauses verabschieden wollte.

Das Fräulein Dadelhund haßte ihm dafür in den seidenen Strumpf, rannte dann wieder wie ein Brummtreisel ein paar mal rundum und schloß nun auch ihn in die Spirale mit ein, was der junge Mann als nicht unübel empfand. — Als das lappende Vieh gar nicht mehr weiter konnte, fing es an zu quieken — es wurde ihm um den Hals zu eng.

Da öffnete sich oben das Fenster und Tante Vises holde Stimme tönte herab: „Mein Süßer, was machen Sie denn mit dir —“

Ja — was machten sie mit dem Süßen! Liebe Güte, sie wollten sich mit des Studenten Diffe von dem jetzt um sich heisenden Ungeheuer befreien und segelten nun doch noch in den Strahenschmutz.

Der vornehme Besuch setzte sich stürmisch auf eine von des Dadelsträuleins aristokratischen Blüten, Annerose fiel dem Herrn auf den Schoß, die Dadelstine gröhlte, brüllte, quiekte in den himmelschreiendsten Tönen und der Student rettete.

Ein fideles Arbeiter fragte interessiert: „Sie üben wohl für'n Kientopp?“ und der ältere vornehme Besuch ging kopfschüttelnd von dannen, weil sein Begleiter in dieser Situation noch so übermütig lachen konnte. —

Aber aus der geschäftlichen Verbindung mit den feudalen Besuchern wurde etwas —

Der feine junge Herr mußte doch erst geäubert werden, und als er geäubert war, mußte das arme Dadelkintier doch getröstet werden, und als Fräulein getröstet war, mußte sich

Das ganze Haus schittert doch erst durch eine gute Nachtzeit
 feierten und er auch.
 Und als der junge Herr spät abends Annerose die Hand
 küßte, da wußte er's schon — die oder seine.

Ein Vierteljahr später war die Hochzeit und Tante Risse
 schenkte ein Portrait von Fräulein — das Dadelbiest in Öl
 — und sonst noch allerlei Nettes. Wie's einer Erbinte zu-
 kommt.
 C. v. Wedelstaedt.

Neue Bücher

* **Neue Reclam-Bücher.** (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.) Arnold Zweig: „Ge-
 rufene Schatten“. (U.-B. 6711.) Die vier Novellen
 dieses Bandes beschwören Schatten aus großen Epochen der
 Vergangenheit. Feingeschliffene kleine Kunstwerke, voller
 Kraft und Zartheit, dabei bebend vor innerem Leben. —
 Martin Andersen Nexø: „Schwarze Erde“. (U.-B.
 6716.) Martin Andersen Nexø gilt als der große Prose-
 tarierdichter unserer Zeit. Drei für sein Schaffen markante
 Novellen liegen vor uns: eine Heimarbeiternovelle, eine
 Bauernnovelle und eine Seemannsnovelle. Kamentlich „Die
 Puppe“, die das graue, mühselige, freudlose Dasein einer
 Puppenmachersfamilie aus Thüringen schildert und tief in die
 Seele des früh arbeitenden Kindes hineinschaut, interessiert
 uns Deutsche. Ein kurzer autobiographischer Abriß zeigt
 Andersen Nexø's Werdegang und seine Entwicklung zum
 Dichter. — Adam Müller-Guttenbrunn: „Das
 idyllische Jahr“. (U.-B. 6721.) Der lebenswürdige
 Österreicher schildert in dem vorliegenden Bande ein idyl-
 lisches Jahr unter Vögeln, Blumen und Insekten. Er lehrt
 uns den unschreiblichen Bienenzauber der Frühsommer-
 tage sehen und zeigt uns im Daseinskampf der Schwalben
 und Ameisen ein Weltbild, das uns mehr zu fesseln vermag
 als mancher Menschenroman. — Heinrich v. Treitschke:
 „Deutschland nach dem 30jährigen Kriege“. (U.-B. 6722/23.)
 Mit Nachwort von Dr. Fritz Eberhardt. Der vorliegende,
 der Einleitung von Treitschkes „Deutscher
 Geschichte des 19. Jahrhunderts“ entnommene Abschnitt zeigt
 die geschichtliche Entwicklung Deutschlands vom 30jährigen
 Kriege bis zum Tode Friedrichs des Großen. — Otto Ro-
 quette: „Waldmeisters Brautfahrt“. Ein Rhein-,
 Wein- und Wandermärchen. Mit einem Nachwort von Wihl-
 Greiner. (U.-B. 6724.) Zu den Bersepen, die immer
 lebendig bleiben, gehört das Rhein-, Wein- und Wander-
 märchen „Waldmeisters Brautfahrt“. Mit seiner leeren,
 übermütigen Laune ist es noch heute imstande, unsere Jugend
 zu erfreuen, die diesem Märchenepos das so oft gelungene
 Lied: „Noch ist die blühende, goldene Zeit“ verdankt. —
 Wilhelm Weigand: „Wendelins Heimkehr“. Eine
 Erzählung. (U.-B. 6729/30.) Eine Novelle, die beschaulich
 anhebt, sich zu erschütternder Tragik steigert und in gelassener
 Harmonie ausklingt.

* **A. S. Strobl: „Die Eier des Basilisken“.**
 Seltsame Geschichten. (Verlag von Gebr. Stiefel, G. m.
 b. H., Reichenberg in Böhmen.) Mit phantastischen No-
 vellen von tüchtigem Wurf führte sich A. S. Strobl in die
 Literatur ein und erregte erste Aufmerksamkeit. Eine Aus-
 wahl der besten jüngeren Schöpfungen dieser Art bietet der
 Dichter in diesem Band, den er mit vielversprechendem Lächeln:
 „Die Eier des Basilisken“ nennt. Bei diesen gefährlichen
 Wunderdingen weiß man nie, was sie enthalten und was
 ihnen entzichen wird: ein abscheuliches Monstrum, ein
 nervenerstarrtes Grauen, ein kleines groteskes Scheu-
 säulen oder bloß ein befreiendes Lachen. In diesem neuen
 Band sind spannende Novellen aus allen Gegenden des
 weiten Gebietes der Phantastik vertreten, die bannende
 Gespenstergeschichte ebenso wie das gestaltlos Unheimliche,
 der spannende Kriminalfall, wie das düstere Nachstück, alle
 Arten von Spud und seltsamen Begegnungen aus den
 Zwischenräumen zwischen Wirklichkeit und Traum, ebenso wie
 die geistvoll zugespitzte Groteske.

* **„Deutsch-Österreichische Literaturge-
 schichte“.** Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen
 Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervor-
 ragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald
 Raal und Jakob Zeidler herausgegeben von Eduard Castle.
 3. Band: 1848—1918. 1 Abt. (Verlagsbuchhandlung Carl
 Fromme, G. m. b. H., Wien.) Nach einer durch den Krieg
 und die folgenden Umwälzungen verursachten längeren Pause
 schließt sich der Verlag an, die von Raal und Zeidler begonnene
 „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“ unter der Leitung
 eines der fundigsten Gelehrten auf diesem Gebiete, des
 Wiener Literaturhistorikers Eduard Castle, und unter Mit-

wirkung hervorragender Fachmänner zum Abschluß zu
 bringen. Die jetzt zur Ausgabe gelangende erste Abteilung
 des 3. Bandes umfaßt die Zeit des Neuaufstrebens und
 der ersten Verfassungsveruche bis zum Ausscheiden Österreichs
 aus dem Deutschen Bund 1848—1866.

* **„Aus Deutschlands Urgeschichte“.** Von Dr.
 G. Schwantes. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.)
 Wie ein Roman ließt sich diese trefflich geschriebene Einfüh-
 rung in die deutsche Urgeschichte, die jetzt bereits in 4. Auflage
 vorliegt. In lebensvollen, ungemein anschaulichen Bildern
 führt sie uns die allmähliche Entwicklung vor, die unsere
 Vorfahren in den Jahrtausenden seit dem ersten Zurückweichen
 der Eiszeitgletscher bis zum Eindringen römischer Kultur in
 Deutschland durchliefen. An der Hand einer großen Anzahl
 von Abbildungen lernen wir die ersten Handwerkzeuge des
 Menschen, Feuersteinsplitter, kennen, begleiten den wilden,
 in Felle gebüllten, vielfach noch so affenähnlichen Urabnen
 auf die Mammut- und Renntierjagd und sehen, wie er ganz
 allmählich sein raubtierartiges Dasein immer menschen-
 würdiger gestaltet, wie sich schon auf ganz früher Stufe der
 Kunsttrieb in ihm regt und ihn Kunstwerke ausführen läßt,
 über die wir fast ungläubig den Kopf schütteln. Jahr-
 tausende ziehen über Europa dahin, Steppen, Wald, Gletscher,
 Tundra, Nabel- und Raubwald wechseln wiederholt ab, der
 Mensch schickt sich in alles, und jeder neue Zwang fördert
 ihn nur. Es ist dem Verfasser voll und ganz gelungen, den schwie-
 rigen Stoff zu meistern, so daß die Lektüre des Buches für
 die Erwachsenen wie für die Jugend von gleichem Genuß ist.

* **„Pflanzenbiologie“.** Schilderungen aus dem
 Leben der Pflanzen. Von Prof. Dr. W. Rigula. Zweite
 verbesserte Auflage. 390 Seiten mit 166 Abbildungen im
 Text und 15 Tafeln. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.)
 Es gibt auch heute noch sehr wenig Bücher, die, ohne größere
 Ansprüche an Vorkenntnisse zu stellen und ohne eine über-
 mäßige Fülle an Stoff zu bringen, die wichtigsten und
 interessantesten Erscheinungen der Pflanzenbiologie im Zu-
 sammenhang behandeln. Diese Aufgabe hat sich das vor-
 liegende Werk eines unserer ersten Botaniker gestellt, das
 nunmehr bereits in zweiter verbesserter Auflage vorliegt. Es
 behandelt in lebensvoller Darstellung die wichtigsten Gebiete
 der Pflanzenbiologie mit besonderer Berücksichtigung der
 heimischen Flora, und es sind, wo es irgend anging, war,
 die biologischen Verhältnisse der verbreitetsten oder doch leicht
 erreichbaren Pflanzen geschildert, um ein selbstständiges Be-
 obachten der Natur zu ermöglichen. Eine kurze Einleitung
 gibt einen ausgezeichneten Überblick über den heutigen Stand
 der Entwicklungslehre. In den folgenden Abschnitten zeigt
 der Verfasser, wie in tausendfältig verschiedener Weise und
 doch stets nach denselben Grundgedanken die Pflanzen sich
 vermehren, lehrt uns die Kunstgriffe der Blüten kennen, mit
 denen sie, jede auf ihre Art, die Insekten anlocken, sie zum
 Befruchtungswert verführen und zwingen. Er berichtet, wie
 die Pflanzen wandern, wie sie Wind und Wasser zu Hilfe
 nehmen, um sich zu verbreiten; wie dafür gesorgt ist, daß
 ihre Früchte im Magen oder im zottigen Fell der Tiere weite
 Wegstrecken zurücklegen. Wir sehen die Pflanzen im Kampf
 gegen Witterung und Dürre, gegen die elementaren Gegner
 des Lebens und gegen lebendige Feinde von den kleinsten
 mikroskopischen Parasiten bis zu den größten. Es folgt eine
 Schilderung der tausendfältigen Anpassungserscheinungen an
 die verschiedensten Lebensbedingungen, wobei Symbiose, Ge-
 sellschaftsleben und Symbiose Berücksichtigung finden. Besonders er-
 freulich ist die glänzende Ausstattung, die der Verlag dem
 Buche gegeben hat.

= **„Dorfblinder“**, 8 kleine Vortragsstücke für Violine
 und Klavier, von Leop. J. Beer, op. 42. Zwar nicht
 weiter neu aber nett und eingängig geschrieben. Die
 Violine nur in der ersten Lage gehalten, die Klavier-
 begleitung leicht spielbar. — So wird dies Heft aus dem
 Steinaraber-Verlag (Leipzig) allseits willkommen sein.

O. D.
 * **„Der Aufstieg des Wirtschaftslebens“.**
 Lösung der wirtschaftlichen Kernfrage von Dr. O. Michl.
 (Dresden, „Globus“, Wissenschaftl. Verlagsanstalt.) Die
 Schrift führt in leichtverständlicher, einprägsamer Weise in
 das umfangreiche, vielgestaltige Gebiet des Wirtschafts-
 lebens ein und leitet an der Hand des bewegenden Ur-
 prinzips, der grundlegenden Idee durch das gesamte Wirt-
 schaftsgebiet.

* **„Selbstkostenberechnung durch die Kal-
 kulationsbuchführung“** im Zusammenhange mit der
 Hauptbuchführung für die Praxis bearbeitet von Willy
 Stöckel. Herausgeber: Dr. O. Knorr, Generaldirektor des
 Kaufm. Unterrichtswesens der Industrie- und Handelskammer
 zu Berlin. (R. Wichert, Verlagsanstalt „Soll und Haben“,
 Berlin SW. 61.)